

Eine liebe, lüde Hand Mann gar viele Wunden heilen!

Eine liebe, lüde Hand Adelt alle Erdenfreunden

Darum achte Gold und Land Nicht zu hoch in diesem Leben

Das Ehrengesicht.

Humoreste von Friedrich Thieme.

Der Schriftsteller Apollonius Rodbert, Verfasser zahlreicher durch schriftförmige Erfindung ausgezeichneter Kriminalromane, feierte sein fünfundsundzwanzigstes Berufsjubiläum.

Natürlich war er angenehm, und gleich darauf trat er ein, ein elegant gekleideter Herr von aristokratischem Allüren, dem ein Dienstmann ein großes, sorgfältig präpariertes Paket nachtrug.

„Mein Name ist Schulze. Gestatten Sie mir, Ihnen die Glückwünsche eines Ihrer eifrigsten Verehrer darzubringen, der Ihnen nicht nur manche genugsame Stunde verdankt, sondern auch noch in anderer Weise zu hoher Dankbarkeit verpflichtet ist.“

Der Jubilar, tief gerührt, erglühete warm die dargebotene Hand. „Herzlichsten Dank für Ihre lebenswürdige Absicht. Ich habe ja gar nicht die Ehre, Sie zu kennen, und weiß wirklich nicht, wodurch und in welcher Hinsicht es mir gelungen ist, Sie zu besondern Danke zu verpflichten.“

„Und doch ist es der Fall,“ erwiderte der Besucher begeistert. „Ich verdanke Ihnen viel, ja eigentlich alles, was ich mein nennen — erzeigen Sie mir die Ehre, meine kleine Gabe baldreich anzunehmen, Sie werden in dem beiliegenden Briefchen alle nähere Aufklärung finden.“

Apollonius acceptierte in lebenswürdigster Form, und der Fremde empfahl sich mit höflichen Worten. Neugierig öffnete der Jubilar sogleich das Paket, und siehe, der herrliche und kostbarste Tafellaufsatz blühte ihm entgegen, den seine Augen nie bewundert hatten. Eine Arbeit in reicher Vergoldung, eine sinnige Allegorie darstellend, mit wahrhaft kunstvollen Figuren und tierischen Elementen auf gebiegen silberner Unterlage — das Herz lagte ihm im Leibe, er rief unerschrocken seine Frau und seine beiden Töchter herbei, und alle drei jubelten laut vor Entzückung und Verzückung.

Obenan lag ein Couvert; der Jubilar rief es auf — aber siehe, beim Durchlesen bewunderte sich seine Denkfähigkeit. „Was gibt's denn, Männchen?“

„O, dies ist ein seltsamer Vorfall! Hört einmal, was hier geschehen ist: „Hochverehrter Herr! Empfangen Sie anbei ein kleines Ehrengesicht mit der Versicherung meiner glühendsten Dankbarkeit. Ich bin von Beruf, was man einen internationalen Spitzhaken nennt, habe in meinem Gewerbe glänzende Erfolge aufzuweisen und bin stets glücklich den fahrenden Händen der Polizei entgangen.“

„Diesen Tafellaufsatz habe ich, um Ihnen eine um so größere Ehre zu erweisen, unter Benützung des Kunstgenies eines meiner Bekannten, welchen Sie in Ihrer neuesten Kriminalnovelle geschildert haben!“

Sonntags-Blatt

Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herald“.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Neb., den 6. Dec. 1901.

Jahrgang 22 No. 14

Sehend im ewigen Dunkel.

Erzählung von Georg Engel.

Präsident: „Der Angeklagte ist hereinzuführen.“

Und von zwei Gerichtsdienern sorgfältig unterstützt, schreitet ein kleiner, weißhaariger Herr in den Schwurgerichtssaal und läßt sich dann langsam nieder. Das glattrasierte, vornehme Antlitz, dessen weiche Züge die gute Erziehung verrathen, trägt er hoch aufgerichtet.

Ein Murren geht durch den Saal, dann wird es wieder todenstill. „Der Mann ist blind,“ sagte der Präsident und schließt unwillkürlich die Augen, und während sein Wort verklingt, schauert unten auf der Bank der Zeugen ein junges, blondes, ganz in Schwarz gekleidetes Weib ängstlich zusammen, und ihr scheuer, hilfloser Blick heftet sich minutenlang auf den regungslosen Greis dort oben. Immer schneller schlägt ihr Herz, das wilde, ungetüme in ihrer Brust, immer mehr Augen scheinen sich auf sie zu richten, und immer räthselhafter sprechen die toten Sterne des Blinden zu ihr.

Sie will schreien, da unterdrückt sie eine ruhige, klare Stimme.

Präsident: „Sie sind der Senator Karl Christoph Valenus?“

Der Angeklagte: „Ja, Herr Präsident.“

Prä: „Wie alt?“

Angekl: „53 Jahre.“

Prä: „Sie sind blind?“

Angekl: „Ja.“

Prä: „Können Sie sich erinnern, wann Sie dieses Unglück trafen?“

Angekl: „Vor zehn Jahren.“

Prä: „Eben so lange sind Sie auch verheiratet?“

Angekl: „Eben so lange.“

Prä: „Ihre Gattin war die Tochter Ihres besten Freundes. Ich lese aus Ihren Akten, daß Sie von der Dame während Ihrer langen Krankheit gepflegt, daß Sie dieselbe dann geheiratet und in glücklicher, ungetrübt Ehe gelebt haben?“

Das schöne blaue Weib auf der Zeugenbank lehnte sich entsetzt zurück und schließt die Augen. Etwas, wie eine Wahnung rührt durch ihren Körper, und nur noch wie durch einen Nebel hört sie die Stimme ihres Gatten.

„Ja, Herr Präsident, es ist alles, wie Sie sagen.“

Prä: „Angeklagter, Sie, bisher einer der hochachtungswürdigsten Männer der Stadt, stehen hier vor den Geschworenen, um sich wegen Todtschlages zu verantworten. Eines Abends haben Sie sich selbst dem Untersuchungsrichter gestellt und beteuert, daß Sie Ihren jungen Freund, den Baron von Liebrich, während er mit Ihnen spielte, hintertrübs erschossen hätten. Damals verweigerten Sie jede Aufklärung über diesen räthselhaften Fall. Beharren Sie auch heute noch bei Ihrem Schweigen?“

Angekl. (fest): „Ich habe die That auf mich genommen, Herr Präsident. Alles weitere überlassen Sie mir.“

Prä: „Angeklagter, haben Sie sich auch die Folgen Ihres Entschlusses klar gemacht? Wenn Sie uns den Schleier nicht lüften, wenn wir nicht etwas über die Motive erfahren, die Sie zu Ihrer unseligen That getrieben, dann, Herr Valenus, muß der Spruch verhängnisvoll für Sie fallen. Aber noch einmal lassen Sie sich ermahnen! Alle sind überzeugt, daß tiefinnerliche Gründe regiam gewesen, daß es vielleicht sogar ein mißverstandenes Gebot der Ehre war, welches Sie beherzigt. Herr Senator, Sie sind erblindet, keine Farbe leuchtet Ihnen, ewige Nacht umgibt Sie, ein solcher Mann greift nicht aus gemeiner Mordthat zur Waffe. Sprechen, erklären Sie —“

Angekl. (unsicher): „Sie werden Nichts weiter erfahren, Herr Präsident. Ich bitte Sie noch einmal, kommen Sie zum Schlaf.“

Dann spricht der Vertheidiger, kurz und knapp, der Staatsanwalt, die Geschworenen ziehen sich zurück und schreiben dann langsam wieder in den Saal. Der Obmann verliest das Urtheil: „Schuldig — mildernde Umstände sind zugebilligt.“

Und „Schuldig, schuldig,“ freischt es wie mit tausend Stimmen vor den Ohren der blonden Frau dort unten. Mit weit geöffneten Augen harret sie auf das silberne Kreuz. Nein, das ist nicht mehr der Widerschein des flackernden Lichts, der Heiland bewegt sich und schüttelt die Faust gegen sie, und vom Kreuze dröhnt es: „Schuldig, schuldig.“

Präsident: „Der Angeklagte ist zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt.“

Fünf Jahre verstrichen, da erhielt der Landesgerichtspräsident eines Tages einen veriegelten Brief aus dem Zuchthaus zu K. Er enthielt die kurze Mitteilung des Anstaltsdirektors, daß vor wenigen Tagen No. 54, der ehemalige Senator Valenus, gestorben sei. Unmittelbar vor seinem Hinscheiden habe er einem Beamten das befolgende Schreiben für den Präsidenten diktirt:

„So ist Alles gekommen! Es ist lange, lange her, wohl fünfzehn Jahre. Ich erwachte und rief mir die Augen, aber seltsam, Alles blieb Nacht, und doch mußte ich, es mußte Tag sein. Ich griff an mein Bett, es war da — ich tastete nach meiner Uhr, sie lag an ihrem gewohnten Platz und tickte rasch und laut — hastig warf ich mich wieder in die Kissen und presste meinen Kopf gegen die Wand. Noch immer glaubte ich, daß Alles ein häßlicher, schwarzer Traum sei, allein während ich die Augen geschlossen hielt, doch mein Herz so wild, so ängstlich, daß ich nach kurzer Zeit in die Höhe fuhr. Wieder Nacht, aus der Nichts emportauchte. Einen Augenblick blieb ich ganz still. Es mußte ja wiederkehren, das sehnsüchtig erwartete Licht, ich fühlte ja seine Wärme, empfand ja, daß leuchtende, heiße Sonnenstrahlen auf meiner Banane spielten. Bevor ich mich geftern zur Ruhe gelegt, hatten Gäste bei mir geweilt. — Ich mußte es ganz genau, ich hatte sie doch gesehen, mit beiden Augen erfaßt, meinen alten Freund und Lilli seine Tochter! Lilli hatte ein blaues Kleid getragen. Also blaue! — Ich mußte es doch gesehen haben, daß es blau war. O, wie mich diese Erkenntniß beruhigte! Wenn ich geftern noch die Farben unterchied, dann mußte mein jegiges Unermögen ganz natürliche Ursachen haben. Gewiß, ich war nur früher erwacht, und es war noch Nacht; eine ganz besonders finstere, undurchdringliche Nacht!“

Da durchdrachte mich ein irdischer Gedanke. Ich will Licht anzünden. — Na, das ist es — Licht! — dann werde ich sehen. Zitternd tastete ich nach dem Leuchter. Ich rief ein Streichholz an, es zerbrach. Das zweite flammte auf. Woher mußte ich das! Weh — ich sah es nicht, ich fühlte ja nur die kleine Flamme, fühlte sie, bis sie mir den Finger verbrannte. Bewußtlos rief ich noch eins an, und noch eins, die ganze Schachtel brannte, und doppelt hart stieg mir der Geruch des verjagten Holzes in die Nase.

Eine unehrbare Wuth packte mich. Ich sprang aus dem Bett, werfe mich mitten auf den Estrich und ich schnelle wieder empor. Nacht, Nacht, Nacht — Ich schreie, brülle stundenlang, endlich fahre ich wieder empor, ich fühle, daß eine weiche Hand auf meiner Stirn ruht und höre von einer Stimme zum ersten Mal das entscheidende Wort: „Er ist blind.“

Sie sah neben mir. — Zwei Monate hatte ich getobt und geseht, jetzt erwachte ich zu neuem Bewußtsein. Lilli sah neben mir, als das heftige Nieber von mir entfloß. Sie beugte sich über mich, und plötzlich umringte ich sie und drückte sie schlußend an meine Brust. O, ich war ein raufender, wahnwüthiger Thor! Kurz vor meinem Unglück hatte ich mich mit Lilli verlobt, jedoch war ich Egoist genug, ihr Opfer anzunehmen.

Es war in dem großen, schönen, tiefen Garten, hinter meinem Hause. Das erste Mal sah ich wieder in dem rothgeflochtenen Stuhl und laufchte, wie die Nachtigallen sangen. Und wieder sah Lilli neben mir und ihre Hand ruhte in der meinen. Da kam noch einmal die Erkenntniß über mich: Verlaß mich, Lilli, Du bist so schön und jung und ich bin ein blinder Greis geworden. — Ich will Dein Opfer nicht.“

Sie drückte mir die Hand und schweig. „Du kannst mich ja nicht lieben, Lilli.“

Sie warf sich an meine Brust und schluchzte laut: „Mitleid fühle ich mit Dir, grenzenloses Mitleid, das mir das Herz zerreißt — ich kann Dich nicht lassen.“

Da triumphirte ich, ich Thor, der ich das Lebende an das Starre fetten wollte. Ich Thor, ich Thor — ich war blind!

Die Jahre schlichen dahin und aus Nacht und Nacht ward mir jeder neue Tag. Einfach lebten wir in dem großen Hause, nur zuweilen besuchte uns der junge Baron Liebrich, ein Gütsbesitzer, mit dem ich geschäftlich

verbunden war. Am meisten entzückte er mich durch sein prachtvolles sonorees Organ, und so geschah es, daß er mir oft Stunden lang vorlesen mußte. Eine Zeit lang kam er täglich, dann seltener, zuletzt blieb er gänzlich aus. Jetzt erst, nachdem ich ihn nicht mehr bei mir wußte, empfand ich eine starke Sehnsucht nach ihm, und es drängte mich, wenigstens viel von ihm zu sprechen.

„Lilli, beunruhigt Dich dieses seltsame Verschwinden nicht auch?“ fragte ich eines Tages meine Frau, die scheinbar mit irgendetwas Arbeit beschäftigt am Fenster saß. Sie antwortete nicht gleich, dann aber sagte sie ruhig: „Nicht doch, Christoph, er wird beschäftigt sein.“

Allein ich war noch nicht befriedigt, sondern mußte mich noch länger über meinen Freund unterhalten. „Er ist ein schöner Mann, Lilli?“ fragte ich weiter, „nicht wahr?“ Sie antwortete immer mit der gleichen Ruhe und Güte. „Ja, er ist sehr schön, Christoph.“

„Wie kommt es, daß wir noch nicht darüber sprachen; gefällt er Dir denn?“ Ich hörte, daß sie ihre Häßlein zusammenpackte und gleich darauf eingegengte sie rasch: „Mein Urtheil ist ja nicht maßgebend; aber auch ich halte ihn für einen achtungswürdigen Charakter und freue mich namentlich, wenn Dir sein Umgang zuzufällt. Vielleicht kommt er auch bald wieder.“

Fast schien sie es geahnt zu haben. Schon Nachmittags, als ich aus dem Schlafe erwachte, glaubte ich die Stimme des Barons zu vernehmen. Freudig rief ich ihn, allein nur Lilli lockte mein Ruf herbei, welche mir versicherte, daß ich mich getäuscht haben mußte.

Am Abend kam er wirklich. Meine Frau hatte schon vorher über Kopfschmerzen geklagt und sich zeitig zurückergeben. So waren wir allein. Er setzte sich mir gegenüber und suchte sein langes Ausbleiben zu entschuldigen. „Geschäfte — leere Aussichten,“ spottete ich plötzlich, „Sie haben sicherlich Ihre Zeit besser angewandt — vielleicht ist es gar eine Liebe?“

Der Baron schweig einen Augenblick, dann gab er unsicher zu: „Ja, es ist eine Liebe, Herr Senator!“

„Also doch —“ Ich lachte über meine gute Idee und verspottete ihn nach Kräften. Endlich fragte ich, warum er mich, seinen Freund, nicht schon früher in's Vertrauen gezogen hätte. „Weil es eine gefährliche Neigung ist,“ gab er zurück und seine tiefe Stimme bebte — „es betrifft eine verheiratete Frau.“

Ich fuhr auf. „Aber sind Sie denn toll, Baron? Und das verflüchten Sie so offen? Können Sie weiß doch die betreffende Dame noch nichts von Ihrer Liebe?“

„Ja, sie weiß es!“

„Und sie liebt Sie wieder?“

„Ja, ja!“

konnte den Gedanken nicht los werden, er peinigte mich, sie hatte geschlachtet. Und dann kam die Entscheidung. Ich rief meinen Diener, gab vor, der Baron hätte wegen irgendetwas verlorenen Gegenstandes geschrieben und bat ihn, sich zu erinnern, wann mein Freund zuletzt da gewesen.

„Aber Herr Senator,“ sagte der Alte lächelnd, „der Baron kommt doch fast täglich.“

„Tag —?“ Ich begann plötzlich so laut zu lachen, daß der Diener um mich besorgt wurde, aber ich beruhigte ihn und schickte ihn fort.

Nachmittags fand ich nach langem Umbertasteln in meinem Schreibisch den Revolver, der schon seit Jahren gelassen an seinem Plage lag. Gegen Abend klagte meine Frau plötzlich über erneute Schmerzen und zog sich wieder zurück. Eine halbe Stunde darauf kam „Er.“

Der Diener stellte uns eine Lampe auf den Tisch und der Baron setzte ohne weitere Einleitung seine gestrige Vorlesung fort. Schon gegen zehn Uhr erhob er sich und wollte sich kurz verabschieden. Ich hielt ihn zurück; jetzt mußte es geschehen!

„Warum berauben Sie mich so früh Ihrer Gesellschaft?“ fragte ich, mich gewaltsam beherrschend, „oder müssen Sie etwa zu jener Dame?“

Ich hörte seinen raschen Athemzug, dann sagte er heftig — „Errathen!“

„Werden Sie erwartet?“ Ich klammerte mich dabei an den Tisch fest und merkte, wie die Lampe auf dem Holze zitterte. „Ja,“ sagte er unsicher. „Zum ersten Mal —“

Eine Spanne Zeit blieb es still zwischen uns beiden, dann streckte er die Hand gegen mich aus und wünschte mir ruhig „Gute Nacht!“

Nun würde er gehen! Langsam erhob ich mich und stieß absichtlich das Buch zur Erde. „Geben Sie es auf,“ befahl ich kurz. Willig bückte er sich danach, und gleichsam zum Dank klopfte ich ihm leise auf die Schulter. „Wie einen breiten Rücken er hat,“ dachte ich noch, dann drückte ich los —

„Meine Tage gehen zu Ende. Ich sterbe im Zuchthaus. Jetzt erst weiß ich es, die Menschen sind Alle blind, erst der Tod macht sie sehend!“

Wie lange lebt ein Sinnerichter? Vielfach ist die Frage aufgeworfen worden, wie lange nach Vollzug des Hinrichtungsaktes noch das Bewußtsein im Körper des Gerichteten lebt. Auf eine merkwürdige Weise hat der französische Gelehrte Velpeau die Dauer des Bewußtseins nach der Guillotinuierung festgestellt. Er befuhrte den zum Tode verurtheilten La Pommeray in seinem Gefängnisse und bat ihn, der ebenfalls Art war, um folgendes: „Ich werde Ihrer Hinrichtung beizuwohnen. Wenn das Fallbeil gefallen sein wird, werde ich sofort Ihren Kopf erfassen, und wenn Sie dann noch einen Schimmer von Bewußtsein haben, so wenden Sie Ihren Blick mir zu.“

Der Verurtheilte versprach, die Bitte zu erfüllen, und in der That sollen sich, als Velpeau sofort nach der Hinrichtung den Kopf des Gerichteten aufhob, ihm die Augen dieses Kopfes zugewendet haben. Ein Verdröcker wurde in Piemont garrotirt, kam aber wieder zu sich und wurde schließlich begnadigt. Als man ihn frug, was er gespürt habe, sagte er: „Einen starken Schlag und dann nichts mehr.“

Vor zwanzig Jahren lebte in Barcelona ein französischer Flüchtling, der in Marseille als Kommunar zum Tode verurtheilt und erschossen worden war. Als die Soldaten abmarschirt waren, bemerzte der Stationschef des Bahnhofes, an dessen Mauer nach die Verurtheilten gefesselt hatte, daß einer sich noch bewegte; er schaffte den Mann in seine Wohnung und dort wurde er wieder in's Leben zurückgerufen. Als man ihn später fragte, was er empfunden habe, sagte auch er dasselbe wie jener in Piemont Garrotirte: „Einen starken Schlag und nichts weiter.“ Interessant ist, daß dieser Mann in Barcelona von einer Pension lebte, die ihm ein französischer Staatsmann, de la Gueronniere, auszahlte. Als dieser Staatsmann, damals französischer Volschaffter in Konstantinopel, während des Krieges von 1870 in Marseille landete, wollte ihn der Räbel lynchen. Ein Unbekannter aber stieß ihn gegen eine offene Thür, die er hinter ihm verschloß. Dieser Mann war der in Marseille zum Tode verurtheilte Kommunar, dem de la Gueronniere aus Dank für diese Rettung eine lebenslängliche Pension aussetzte.

Eine heitere Kriegsgeschichte aus dem Transvaal erzählt die „Deutsche Zeitung für die Niederlande“: In der Nähe von Mersdorp im Transvaal wurden vierzehn Mann des 13. Englischen Husaren-Regiments von den Buren gefangen. Da die Buren an Kleidermangel litten, wurden den Gefangenen die Uniformen bis auf das letzte Stück Wäsche abgenommen und dann wurden sie in das englische Lager geschickt. Am anderen Tage wurden 48 Mann desselben Regiments Italien in Gebrauch gekommen zu rächen, doch auch diese fielen in einen Hinterhalt und erlitten dasselbe Schicksal wie ihre Waffengenossen. Seitdem wird das 13. Englische Husaren-Regiment nur noch das „Regiment der Adamiten“ genannt.